

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (1995)
Heft: 1

Buchbesprechung: Rezension

Autor: Bühler, Linus / Hitz, Florian / Flury, Johannes

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezension



1342 – Zeugen des späten Mittelalters.

Festschrift 650 Jahre Grafschaft Vaduz. Herausgegeben von Hansjörg Frommelt im Auftrag des Liechtensteinischen Landesmuseums, Vaduz 1992. 331 Seiten. Fr. 65.–

Im Jahre 1342 wurde die Grafschaft Werdenberg-Sargans unter die Grafen Hartmann und Rudolf aufgeteilt. Die rechtsrheinischen Gebiete bildeten die Grafschaft Vaduz. Dies nahm der Historische Verein des Fürstentums Liechtenstein zum Anlass, eine umfangreiche und reich bebilderte Festschrift mit dem Titel «1342 – Zeugen des späten Mittelalters» herauszugeben. Ursprünglich war zu diesem Thema eine Sonderausstellung im Liechtensteinischen Landesmuseum geplant, wobei ein Katalog Einblick in das spätmittelalterliche Leben der Region hätte vermitteln sollen. Widrige Umstände – das Landesmuseum musste aus Sicherheitsgründen geschlossen werden, nachdem durch Bautätigkeit in der Nachbarschaft Schäden am Gebäude entstanden waren – zwangen zu einem neuen Konzept: Aus dem vorgesehenen Museumskatalog musste in kurzer Zeit eine Festschrift mit Beiträgen namhafter Autoren entstehen. Hier seien einige dieser Studien kurz besprochen.

Den Beginn macht Georg Malin mit einer Vorstellung und Erläuterung der Urkunde vom 3. Mai 1342. Das liechtensteinische Gebiet befand sich ursprünglich im Besitz der Grafen von Montfort, dann der von ihnen abstammenden Grafen von Werdenberg. Das Dokument von 1342 bestimmte, «Graf Hartmann soll zu Teil werden Vaduz die Burg und was dazu gehört, Blumenegg die Burg und Nüziders und was dazu gehört, was ennet des Rheins ist...» Damit war der Grundstein für das heutige Fürstentum gelegt. Es sei beigefügt, dass die Grafschaft Vaduz 1396 die Reichsunmittelbarkeit erhielt und 1416, nach dem Aussterben des letzten Grafen von Werdenberg-Sargans-Vaduz, nämlich Bischof Hartmanns II. von Chur, an die Herren von Brandis gelangte. Diese erwarben 1434 die Herrschaft Schellenberg

dazu, das sogenannte Liechtensteiner Unterland. So war das Staatsgebiet des späteren Fürstentums vorgezeichnet. Der Name Liechtenstein leitet sich im übrigen von einer Burg bei Mödling, südlich von Wien ab. Von dort kamen ursprünglich die Fürsten von Liechtenstein, in deren Besitz das «Ländle» durch den Erwerb des Fürsten Johann Adam Andreas (1657–1712) übergang.

Auch der Beitrag des bekannten Rechtshistorikers Karl Heinz Burmeister befasst sich mit den Grafen von Werdenberg-Sargans-Vaduz und deckt interessante biographische Hintergründe auf. Eine Abhandlung ganz eigener Art bildet Elisabeth Castellani Zahrs «Trugbilder zum Anfassen». Sie beschäftigt sich darin mit den Architekturmodellen des Schlosses Vaduz und mit der Frage, wie Mittelalter rekonstruiert wird. Erwähnenswert ist aber auch die Studie von Hansjörg Frommelt und Peter Albertin über «Mittelalterliches Bauen und Wohnen», der mit kritischen Betrachtungen zum Denkmalschutz in Liechtenstein mitten in eine brennende Aktualität führt. Bereits 1950 hat Erwin Poeschel das Standardwerk «Die Kunstdenkmäler des Fürstentums Liechtenstein» vorgelegt, worauf die Fürstliche Regierung den Beschluss fasste, dass die in diesem Werk behandelten Objekte unter Denkmalschutz zu stellen wären. Ein eigens dafür geschaffenes Formblatt diente der genauen Erfassung. Der Aufbewahrungsort dieses Inventars ist bis heute nicht bekannt. Offensichtlich ist damals nichts geschehen. Die Bilanz zur Kulturguterhaltung und Denkmalpflege in Liechtenstein fällt ernüchternd aus.

Können Kinderspielzeuge Aufschluss über gesellschaftlichen Wandel geben? Dieser Frage geht Karl Grunder in seinem Beitrag «Vom Ritter zum Reiter» nach. Sein Material bilden Spielzeug-Figuren und -Fragmente, die von Eva Pepic und Hansjörg Frommelt für diesen Sammelband zusammengestellt wurden. Wer sich für die Namensforschung interessiert, dem sei die Abhandlung von Herbert Hilbe und Toni Banzer empfohlen, die anhand einer Urkunde von 1355 den Personen-, Familien- und Flurnamen nachspüren.

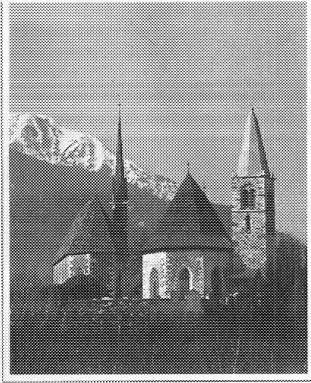
Was wissen wir über die Bevölkerung in der Grafschaft Vaduz um die Mitte des 14. Jahrhunderts? Bekanntlich ist das die Zeit der grossen Pestzüge. Der Anthropologe Hansueli F. Etter zeichnet aufgrund von Knochenresten und anderer archäologischer Fundmaterialien ein aufschlussreiches Bild der damaligen Menschen. Eine Zusammenstellung von Eva Pepic-Helferich über alle archäologisch erfassten Gräber und Friedhöfe im Fürstentum rundet diesen Artikel ab. Die Thematik wird fortgesetzt durch Roger Seilers Beitrag: «Krankheit und Krankenfürsorge im Spätmittelalter», die er mit «Skizzen aus der Medizingeschichte von 1300 bis 1500» untertitelt. Weitere Abhandlungen befassen sich vor allem mit kunstgeschichtlichen Themen. Zuletzt sollen jene Beiträge eine spezielle Erwähnungen finden,

die sich direkt auf Bünden beziehen: Bruno Hübscher, bischöflicher Archivar in Chur, erforscht die «Pfründe von St. Katharina und St. Konrad an der Domkirche zu Chur». Harald Wanger nimmt für seinen Aufsatz als Ausgangspunkt die «Schenkung der Pfarrpfründe Schaan an das Domkapitel zu Chur». Der Denkmalpfleger des Kantons Graubünden, Hans Rutishauser, führt uns zum Schluss nach Rhäzüns, wo sich wie an keinem Ort in Graubünden, ein reicher Bestand an spätmittelalterlichen Wandmalereien erhalten hat. Er untersucht die Begräbniskirche Sogn Paul. Kurzporträts der Autoren beschliessen die Festschrift.

«1342 – Zeugen des späten Mittelalters» umfasst Beiträge ganz unterschiedlicher Ausrichtung und Qualität. Dem Sammelband merkt man etwas den Zeitdruck an, unter dem er entstanden ist. So sind gewisse Artikel zu wenig aufeinander abgestimmt. Ein weiterer Einwand richtet sich gegen einige Studien, die es versäumt haben, neuere und neueste Forschungsergebnisse, gerade der Bündner Mediävistik, zu verarbeiten.

Linus Bühler

Der Vinschgau und seine Nachbarräume



Der Vinschgau und seine Nachbarräume

Vorträge des Landeskundlichen Symposiums veranstaltet vom Südtiroler Kulturinstitut in Verbindung mit dem Bildungshaus Schloss Goldrain, 1991, hg. von Renzer Loose
Boizen, Athena 1993
312 Seiten, zahlreiche sw- und Farb-Abb., Karten, Tabellen.
Fr. 58.–

Letztes Jahr ist in Bozen ein Sammelband *Der Vinschgau und seine Nachbarräume* erschienen. Es handelt sich dabei um die Publikation von Vorträgen, die bereits im Sommer 1991 an einem «landeskundlichen Symposium» auf Schloss Goldrain (unterhalb Schlanders) gehalten worden sind.

Der Begriff der Landeskunde rechtfertigt einige Bemerkungen vorweg. Die Leserschaft des Monatsblattes dürfte das ja interessieren, ist doch «Landeskunde» ein erklärtes Anliegen dieser Zeitschrift. Oft scheint man darunter einfach die (Anthropo-) Geographie einer bestimmten Region zu verstehen. Der Herausgeber des Sammelbandes und seinerzeitige Tagungsleiter, Rainer Loose, widerspricht dieser Auffassung in seinem Vorwort: Landeskunde bestehe idealerweise in einer Synthese von Geographie und Geschichte (samt Archäologie). Das erinnert an das Konzept einer «Historischen Kulturreaumforschung», wie es vom deutschen Mediävisten Hermann Aubin entworfen worden ist. Allerdings, fährt Loose fort, sei eine solche Synthese wegen der spezialisierten Forschungspraxis heute kaum mehr zu realisieren. Was stattdessen im Augenblick geleistet werden könne, sei ein «Querschnitt», d.h. eine Präsentation der aktuellen Forschungsergebnisse aus den je einschlägigen Disziplinen.

Demnach müsste, wer Landeskunde auch heute noch als eigenes Fachgebiet ansehen wollte, so manches integrieren können, zumindest auf der Darstellungsebene: regionale Siedlungs- und Verkehrsgeographie, Archäologie, Politik-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Rechts-, Kirchen- und Kulturgeschichte. Der Herausgeber des Sammelbandes räumt ein, «dass die gebotenen Vorträge keine neue Landeskunde des Vinschgaus ergeben»; dafür ist die Zusammenstellung

denn doch zu unverbindlich. Es liegt auf der Hand, dass eine Serie von Tagungsreferaten weder inhaltliche noch formale Perfektion bieten kann: weder integrale Erfassung der Thematik noch konzeptionelle Geschlossenheit.

Der Geograph Adolf Leidlmair versucht in seinem Beitrag, «das Wesentliche» am aktuellen Zustand der Landschaft Vinschgau «durch den Blick über ihre Grenzen deutlich zu machen». Zu diesem Zweck vergleicht er die regionalen Daten mit entsprechendem Zahlenmaterial aus den anderen Teilen des «mittleren Alpenraumes» – womit er das historische Land Tirol, in den Grenzen vor 1919, meint. Seine Ergebnisse: Innovativ vor allem auf dem Agrarsektor, etwas zurückstehend in der gewerblich-industriellen Entwicklung, mit geringer Siedlungszentralität, aber immerhin mittlerer Fremdenverkehrsdichte, steht der Vinschgau, gemäss Schulstatistik nicht die ausgeprägteste «Intelligenzlandschaft», am unteren Ende eines interregionalen Gefälles; ein Umstand, der sich in einem entsprechenden Wanderungsdefizit niederschlägt.

Aus Professor Leidlmairs Ausführungen geht deutlich genug hervor, dass er die Stadt Meran nicht zum Vinschgau zählt, ja nach geographischen Begriffen wohl gar nicht erst an diese Möglichkeit denkt. Anderer Meinung ist da Senatsrat Franz-Heinz von Hye in seinem Beitrag über «Meran – Vorort des Vinschgaus». Er zeigt, dass die Gründung der Stadt im frühen 13. Jahrhundert dem Bedürfnis der Grafen von Tirol entsprach, unweit von ihrer Stammburg, und damit noch innerhalb der Vinschgauer Grafschaftsgrenzen, über ein wirtschaftliches Zentrum, einen befestigten Markort, zu verfügen. Dass die Stadt mit ihrem nächsten Umland in der Folge einen besonderen Gerichts- und Verwaltungsbezirk darstellte (Burggrafenamt bzw. Landgericht), änderte nichts an ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Vorortsfunktion für den Vinschgau.

Geographisch ausgerichtet sind sodann vor allem noch zwei Aufsätze. Joachim Rothkegel bespricht «Verkehrsprojekte über Fern und Reschen», d.h. die seit Beginn dieses Jahrhunderts geplanten Bahn- bzw. Strassenverbindungen zwischen Lech-, Oberinn- und Etschtal. Den kühnen Ingenieuren hat zudem immer auch eine Verbindung zwischen Vinschgau und Veltlin vorgeschwebt, mit Durchstich unter dem Stilfserjoch. Indessen galten die entschlossensten Ausbauschritte, die an der projektierten Route jemals unternommen worden sind, der Reschenbahn: Bauarbeiten bei Landeck, interessanterweise jeweils kurz vor Kriegsende begonnen, im Frühling 1918 bzw. 1945 – also allzu spät... Auch die in den Siebziger Jahren über die ganze Strecke vierspurig geplante Schnellstrasse ist über das Projektstadium kaum hinausgekommen; in den letzten zehn Jahren sind eben Zweifel an den Segnungen des automobilen Transitverkehrs wachgeworden.

Näher an der Alltagspraxis der regionalen Bevölkerung bleibt der Aufsatz von Sebastian Lentz. Seine Untersuchung über den Grenzverkehr zwischen dem oberen Vinschgau und dem Münstertal (sowie dem Engadin) empfiehlt sich durch die Präzision, mit der sie die jüngste Entwicklung und die aktuelle Situation erfasst. Übers ganze gesehen ist die Lage hier allerdings etwa dieselbe wie an anderen Stellen entlang der Schweizer Grenze (Arbeitspendelverkehr ausländischer Grenzgänger, grenzüberschreitende Landnutzung schweizerischer Bauern).

Im weiteren enthält der Sammelband zwei siedlungsgeschichtliche Arbeiten. Bezeichnend ist ihre unterschiedliche methodische Orientierung: Paul Gleirschers Darstellung, die sich vor allem mit dem ur- und frühgeschichtlichen Siedlungsbild befasst, beruht auf archäologischen Befunden. Demgegenüber stützt sich Rainer Loose in seinen «siedlungsgenetischen Studien» auf Schriftquellen; er versucht, die Sachverhalte, die sich aus Steuerkatastern des Ancien Régime erheben lassen, auf ihre grundherrschaftlichen Ursprünge im Mittelalter zurückzuverfolgen. Dieses Verfahren hat immerhin den Vorteil, dass es die Sozialbeziehungen (zumindest jedenfalls die Herrschaftsverhältnisse) zum vornherein mit berücksichtigt. Andererseits überblickt der mit dem Spaten forschende Gleirscher sämtliche einschlägigen Fundstellen im oberen und mittleren Vinschgau, und zudem Müstair – Loose dagegen, dessen «regressive Methode» von vergleichsweise breiter Dokumentation ausgeht, muss sich in seinem Beitrag auf drei Orte im mittleren Talabschnitt konzentrieren. Er schreibt damit gewissermassen seine Dissertation fort, die sich mit den weiter oben gelegenen Siedlungen befasst.

Was leistet der Sammelband für die Kenntnis der frühmittelalterlichen Verhältnisse im Vinschgau? Auch da fällt wieder die methodische Ausrichtung der Beiträge auf: Das vinschgauische Frühmittelalter scheint heute vor allem ein archäologisch-denkmalspflegerisch-kunsthistorisches Forschungsfeld darzustellen. Untersuchungsobjekte der betreffenden Aufsätze sind drei Kirchlein, die sich für das Auge des Laien innerhalb ihrer Umgebung ganz unauffällig ausnehmen: St. Stephan ob Burgeis (behandelt von Lorenzo Dal Ri), St. Laurentius in Kortsch (von demselben und Klaus Oeggel), St. Benedikt in Mals (von Elisabeth Rüber-Schütte).

Bei der Stephanskirche ob Burgeis ist zunächst der Bezug zum nahegelegenen Kloster Marienberg offensichtlich; doch dem archäologischen Befund zufolge steht die Kirche mindestens sechs Jahrhunderte länger an ihrem Platz als das Kloster. Hat St. Stephan also während jener «dark ages», bevor das Tarasper Hauskloster in seine unmittelbare Nachbarschaft verlegt wurde, ganz einsam am Hang gestanden? Das anzunehmen ist Dal Ri nicht geneigt; er postuliert –

nicht zuletzt aufgrund der chronikalischen Überlieferung –, dass an dieser Stelle eine «verschwundene römerzeitliche bzw. frühmittelalterliche Siedlung» bestanden habe.

In ganz entsprechender Hanglage präsentiert sich die etwas jüngere St. Laurentius-Kirche in Kortsch, mitsamt einer vielleicht mehrtausendjährigen Siedlungskontinuität, die an diesem Platz tatsächlich durch Bodenfunde plausibel wird. Für das romanische Kirchlein selber wird ein karolingischer Vorgängerbau angenommen, der mit einer im 8. Jahrhundert bezeugten bischöflich-churischen Stiftung zu identifizieren wäre.

St. Benedikt in Mals schliesslich ist vor allem wegen seiner skulpturalen und malerischen Ausstattung interessant – stilistisch und der Entstehungszeit nach (um 800) durchaus ein Parallelfall zur Klosterkirche von Müstair. Dass auch entsprechende kirchlich-organisatorische Beziehungen bestanden haben, ist anzunehmen. Die Fresken von St. Benedikt stellen unter anderem den weltlichen und den geistlichen Stifter der Kirche dar, zwei Figuren, die schon manchen Interpretationsversuch angeregt haben. Rüber-Schütte ist da zurückhaltend, favorisiert aber die Ansicht, es handle sich um den Graugrafen von Rätien und den Bischof von Chur.

Die nächsten vier Beiträge (von Hansmartin Schwarzmaier, Josef Nössing, Armin Wolf und Martin Bitschnau), befassen sich alle mit Problemen der hochmittelalterlichen Adelherrschaft. Dabei fällt auf, dass der Interessenhorizont dieser Arbeiten über die Verhältnisse hinausgeht, die im Vinschgau allenfalls «endogen» entstanden sein mögen. Gefragt wird da vielmehr nach den regionalen Auswirkungen einer Politik, die auf weitere Räume des Reiches bezogen war, nämlich der welfischen Machtpolitik. Das ist durchaus angebracht, da die Welfen bereits im frühen 11. Jahrhundert die Tiroler Passtrassen kontrollierten (bis ihnen die betreffenden Reichsämtler abgenommen wurden), und da sie in der Folge Güter im Etschtal an schwäbische Klöster schenkten. Erst im 12. Jahrhundert erscheinen im Südtirol auch «einheimische» Adelsgeschlechter – und zwar als Angehörige einer welfischen Klientel.

Zum Familienkreis um das Welfenhaus gehören die Geschlechter derer von Eppan und von Ronsberg, beide miteinander – und jedes für sich wieder mit den Herren von Tarasp – verwandt; alle drei mit dem Kloster Marienberg verbunden. Zudem sind die Ronsberger über die Welfen anscheinend auch mit den Staufern verwandt. Ausführlich demonstriert wird das in der genealogischen Studie von Professor Wolf, der über diese Frage offenbar seit längerem einen Disput mit Professor Schwarzmaier austrägt.

Auch die Aufsätze, die das Spätmittelalter beschlagen, sind thematisch einheitlich ausgerichtet: Sie setzen sich mit Fragen um

Schriftkultur und Literatur auseinander. Am breitesten ist die Überlieferung bei denjenigen Formen von Schriftlichkeit, die in rechtlichen Belangen verwendet wurden. Zu den besten Kennern dieser Materie zählt zweifellos Otto P. Clavadetscher; und so hat er sich des Themas «Notariat und Notare im westlichen Vinschgau» angenommen. Der Vinschgau gehört zur «rätischen Urkundenlandschaft der Mischformen», die neben der Notariatsurkunde auch die (im nordalpinen Gebiet übliche) Siegelurkunde kennt, und ausserdem noch bis ins 13. Jahrhundert die «rätische Kanzlerurkunde» (eine Sonderform aus dem Frühmittelalter). Von den beiden zuerst genannten, wichtigeren Typen dürften, nach Clavadetschers Schätzung, nicht mehr als ein halbes Prozent der jemals angefertigten Stücke erhalten geblieben sein. Immerhin zog die Einrichtung des Notariats eine markante Ausweitung der Schriftlichkeit nach sich. Umgekehrt liessen sich die Notare vor allem dort nieder, wo viele Rechtsgeschäfte getätigt wurden, also an Handelsplätzen. Als führender Markort der Region wurde Müstair an der Wende zum 14. Jahrhundert von Glurns abgelöst. In der Folge waren Vinschgauer Notare gelegentlich auch im Unterengadin tätig.

Das Benediktinerkloster Marienberg ist in seiner Bedeutung für die Vinschgauer Geschichte oben schon gestreift worden. Seine 900-Jahr-Feier ist für 1996 geplant; das halbe Jahrhundert, während dessen das Kloster in Scuol gestanden hat, wird dabei natürlich mitgezählt. Zu den prominentesten Vertretern des Konvents gehört bis heute der Prior Goswin aus dem 14. Jahrhundert. Er war das personifizierte Gedächtnis der Abtei: Aus seiner Feder stammt ein Urbar, das er fast vierzig Jahre nach der Erstfassung noch einmal revidierte, und eine lateinische Klosterchronik mit zahlreich eingestreuten Urkundentexten. Josef Riedmann charakterisiert Goswin als gewissenhaften, wenn nicht gar pedantischen Autor, der Geschichtsschreibung aus ganz pragmatischen Gründen betrieben habe, nämlich zu Zwecken einer kontinuierlichen Stiftsverwaltung. Nichtsdestoweniger glaubt Riedmann, dass die Chronik des Priors, dort wo sie dessen eigene Lebenszeit berührt, eine interessante alltags- und mentalitätsgeschichtliche Quelle darstelle. Sie soll auf das Jubiläum hin in einer neuen Übersetzung herausgegeben werden.

Aus dem gerade unterhalb Marienberg gelegenen Dorf stammt ein anderer geistlicher Autor: Heinrich von Burgeis, auch er Prior, aber bei den Predigerbrüdern in Bozen, und von weniger ausgeglichener Gemütsart als Goswin. Er lebte hundert Jahre früher als dieser und wurde somit Zeuge, wie Graf Meinhard II. von Tirol auf unzimperliche Weise sein Landesfürstentum etablierte – ein Vorgang, den Heinrich nicht gutheissen konnte. Dieses Missfallen liess er in seine Dichtung «Der Seele Rat» einfließen, ein Werk, das «bis heute nicht rich-

tig verstanden worden» ist, wie der Germanist Max Siller zeigt. Es ist nämlich über weite Strecken als furiose Polemik zu lesen: Unnachsichtig kritisiert Prior Heinrich da den Landesfürsten und dessen Amtsleute, aber auch Kleriker (Franziskaner und Weltgeistliche) sowie Wucherer.

Unter den auf die frühe Neuzeit bezogenen Aufsätzen sind zunächst zwei sozialgeschichtliche Arbeiten zu erwähnen: Helmut Gritsch befasst sich mit aufrührerischen Bewegungen um die Mitte des 16. Jahrhunderts, Jon Mathieu mit bäuerlichen Familien- und Betriebsstrukturen vom 17. bis 19. Jahrhundert.

Gritschs Darstellung wirft Licht auf krisenhafte Momente bei der Konsolidierung des frühmodernen Fürstenstaates. Im Winter 1561/62 konnte das Innsbrucker Regiment einen sich anbahnenden Aufruhr gerade noch im Keim ersticken. Dabei ist zweierlei beeindruckend: das grosse Widerstandspotential gegen Feudal- und Steuerlasten, das in breiten Schichten der ländlichen Bevölkerung vorhanden war, und das ebenso prompte wie energische Eingreifen der Obrigkeit, die über fünfzig Hinrichtungen arrangierte: ein wahres Spektakel des Schreckens. Die Aufrührer stammten aus ganz Tirol, vor allem aber aus dem Vinschgau; sie hatten auch bereits Kontakt mit den Engadinerern aufgenommen, an deren politisch-staatlicher Ordnung sie sich orientierten.

Verbindungen zwischen Vinschgau und Engadin macht auch Mathieu aus. Folgt man seinem Blick, der systematisch die Staatsgrenzen quert, so lösen sich die herkömmlichen Gebietseinheiten unversehens auf und gruppieren sich zu neuen Konfigurationen. Die soziale und wirtschaftliche Organisation des Terrains ist dabei wichtiger als irgendwelche physischen, etwa geomorphologischen, Gegebenheiten. So differenziert Mathieu nach Familien- und Haushaltstypen: grosse, gesindereiche Familienverbände in den östlichen Alpengebieten Österreichs – dagegen kleine Familien mit wenig Gesinde in Westtirol und Vorarlberg sowie im schweizerischen Alpenraum. Ferner: konzentrierte Haushalte an der Etsch und am oberen Inn – dagegen Verteilung der Familienmitglieder auf mehrere Nutzungszonen (mit saisonaler Rotation) weiter westlich. Ausschlaggebende Faktoren für diese «West-Ost-Diversitäten» sind die verschiedenen Betriebsgrössen und -formen.

Mit einem sozialgeschichtlichen Problem setzt sich auch der Geograph Klaus Fischer auseinander. Früher, vor allem im letzten Jahrhundert, waren im Vinschgau noch die «Karrner» anzutreffen – temporär oder zeitlebens fahrende Leute. Sie gehörten zur «bodenständigen, verarmten Bevölkerung», stellten also keineswegs «eine ethnische Minderheit» dar, wie Fischer betont. Ihren Erwerb zogen sie hauptsächlich aus dem Hausier- und Geschirrhandel sowie aus

der Korbflechterei. Anscheinend wurden sie im Vinschgau seltener diskriminiert oder mit Versuchen der Sozialdisziplinierung behelligt als in gewissen anderen Gegenden.

Gehen wir bei den übrigen Beiträgen etwas zügiger vor; schliesslich wollen wir mit dieser Besprechung ja auch einmal zu Rande kommen. Zwei Aufsätze beziehen sich auf die materielle Kultur: Leo Andergassen behandelt die Vinschgauer Renaissancealtäre im Überblick; Helmut Stampfer skizziert die Baugeschichte des Maierhofs zu Schanzen (gegenüber Goldrain), vormals ein Lehen des Bischofs von Chur und Sitz des Richters über die Churer Gotteshausleute im mittleren und unteren Vinschgau.

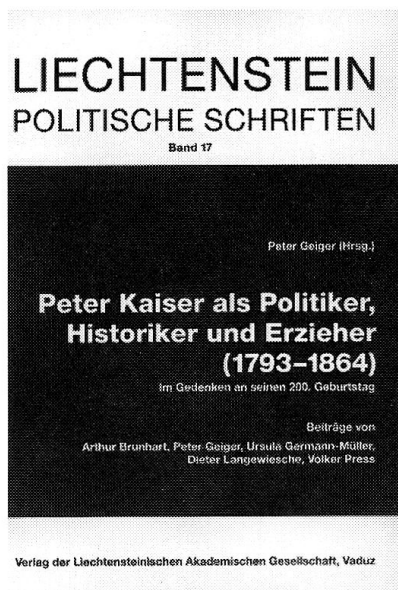
Zu erwähnen bleibt schliesslich noch das Referat von Martin Angerer, Prior von Marienberg, der einen Konfrater des 19. Jahrhunderts vorstellt: «Beda Weber als Seelsorger». Vielleicht nicht minder interessant wäre eine biographische Skizze über Albert Jäger gewesen, einen weiteren Marienberger Benediktiner, aus derselben Generation wie Weber, und als Landeshistoriker sicher ebenso bedeutend wie jener als Seelsorger.

Aus allen diesen Aufsätzen ergibt sich ein Bild, das zwar viele interessante Details bietet, daneben aber von grossen weissen Flecken beeinträchtigt wird. Dass die Konzeption eines solchen Sammelbandes gar kein anderes Ergebnis zulässt, ist bereits angedeutet worden. Das hat die Verantwortlichen in Bozen aber nicht daran gehindert, den Band gut ausstatten zu lassen: mit zahlreichen, auch farbigen, Fotografien, Plänen und Grafiken.

Der Bündner Historiographie könnte dieses Buch zur Anregung dienen, den «Nachbarraum» Vinschgau im Auge zu behalten. Das ist allzu oft vergessen worden, seit Elisabeth Meyer-Marthaler vor gut einem halben Jahrhundert ihre einschlägige Dissertation vorgelegt hat.

Florian Hitz

Rezension



Peter Geiger (Hrsg.)

Peter Kaiser als Politiker, Historiker und Erzieher (1793 – 1864)

Im Gedenken an seinen 200. Geburtstag
Liechtenstein Politische Schriften
Bd. 17 Vaduz 1993 93 s.

Eine Arbeit über den Liechtensteiner Politiker, Historiker und Erzieher Peter Kaiser kann in Graubünden nur schon darum mit Interesse rechnen, weil Kaiser ja die grösste Zeit seiner Wirksamkeit als Bündner Schulmann tätig war und gar sein Liechtensteiner Bürgerrecht zugunsten des Bündner aufgab. Kaiser war zwei Mal Rektor der Katholischen Kantonsschule und erster Konrektor der Vereinigten Kantonsschule. In Graubünden ist er allerdings zur historischen Figur geworden, bekannt nur noch den Spezialisten der Schulgeschichte und der Geschichte des 19. Jahrhunderts. In Liechtenstein allerdings ist er immer wieder als Symbol für die Eigenständigkeit des Landes erwähnt und gefeiert worden. Er ist gewissermassen Teil der liechtensteinischen Identität.

Hier setzt denn auch die Gedenkschrift zu seinem 200. Geburtstag an. Sie stellt sich im Aufsatz des Herausgebers Peter Geiger der Frage, weshalb Peter Kaiser durch seine – die erste – Geschichte des Fürstentums Liechtenstein weit ins 20. Jahrhundert hinein gewirkt habe. Geiger sieht in ihm eine Überfigur. «Durchaus historische Persönlichkeiten werden zu mythisierten Autoritäten, zugleich zu Identitätsfiguren und als solche nötig.» (41) Nötig deshalb, weil er den Liechtensteinern eine identitätsstiftende historische Person gleichsam anbot, welche zum Beispiel in der Zeit des Nationalsozialismus von beiden Seiten ausgebeutet wurde.

Es ist das grosse Verdienst dieses interessanten Aufsatzbandes, solchen Fragen nach der Instrumentalisierung historischer Persönlichkeiten nicht aus dem Wege zu gehen, ebenfalls nicht einfach – im Sinne einer Festschrift – sich mit Aufzählungen und positiv gewürdigten Fakten zufrieden zu geben. Der Aufsatz von Volker Press: Peter

Kaiser und die Entdeckung des liechtensteinischen Volkes geht denn auch weit über Lokalgeschichte hinaus, obwohl er ganz dem Werk Kaisers gewidmet ist. Er zeichnet die geschichtliche Darstellung Kaisers nach, klopft sie auf seine impliziten Wertungen ab und fördert so interessante Details zutage. Zum Beispiel dass Beamtenkritik ein durchgehender Zug in Kaisers Darstellung ist, dass für ihn das liechtensteinische Volk ein Volk der Hausväter und Eigentümer ist, Kaiser also «eine oligarchisch strukturierte Gesellschaft schildert und sie mit dem Volk gleichsetzt.» (62) Kaisers Liebe gilt den kleinen Gebilden, insofern ist seiner Darstellung ein gewisser konservativer Grundzug nicht abzusprechen. Für das kleine politische Gebilde am Oberrhein war sie aber – in der Entdeckung der identitätsstiftenden und -sichernden Geschichte des Volkes, nicht des Fürstenhauses – von durchaus zukunftsweisender Bedeutung.

Ursula Germann stellt die pädagogische Wirksamkeit Kaisers im Gefolge Pestalozzis dar und damit seine eigentliche berufliche Tätigkeit. Politiker ist Kaiser ja mehr aus der Not heraus geworden, Historiker aus Liebhaberei und Interesse, Schulmann war er zeit seines Lebens. Germann skizziert in einem ersten Teil die Persönlichkeit Kaisers und arbeitet bei Pestalozzi wie bei Kaiser die dialogische Persönlichkeit als zentralen Punkt heraus. Hier wird Kaiser in der steten Gegenüberstellung zu seinem Lehrer Pestalozzi nicht ganz fassbar, vielleicht wäre ein Ausgang bei seinen eigenen Werken für den nicht mit Fragen der historischen Pädagogik Vertrauten konturierender gewesen. Deshalb ist es nützlich, dass Germann in einem zweiten Abschnitt auf unveröffentlichte Manuskripte Kaisers hinweist, diese ausführlich zitiert und so Kaiser selbst zu Worte kommen lässt. Germann wundert sich darüber, dass der Katholik Kaiser und der Reformierte Pestalozzi sich so nahtlos finden. Sie zieht zur Illustration des damaligen Katholizismus die Person Johann Michael Sailers heran. In den vorangegangenen Aufsätzen wird auch auf Carl von Rotteck hingewiesen, ebenso auf den Konstanzer Wessenberg. Hier wird – leider nur ansatzweise – eine Strömung sichtbar, die des liberalen Katholizismus des beginnenden 19. Jahrhunderts. Es würde sich lohnen, diesen Hinweisen nachzugehen, besonders auch in Hinsicht auf Kaisers mehrmals gefährdete Wirksamkeit als Rektor der Katholischen Kantonsschule, dem Wirken des Disentiser Abts oder des Churer Bischofs, je nach Standort der Schule, ausgesetzt. Es wird darin eine Ablösung des Liberalismus durch die Neuscholstik in den ersten Ansätzen fassbar.

Das Fruchtbare dieser Aufsatzsammlung ist, dass solche Fragen aufgeworfen werden, dass Peter Kaisers Person und Wirken in europäische Zusammenhänge hineingestellt und in ihren Auswirkungen bis heute verfolgt werden. Wenn Geiger feststellen muss, dass die

Person Peter Kaisers über die Grenzen Liechtensteins hinaus kaum bekannt sei, dann ist hier ein erster Schritt zur Veränderung dieser Situation getan.

Wenn eine leise Kritik gegen Schluss noch geäußert werden darf: Es ist schade, dass die Aufsätze, die fast durchwegs als Vorträge anlässlich der Jubiläumsveranstaltungen 1993 in Bünden gehalten wurden, so wenig aufeinander Bezug nehmen. Fragen, die in einem Aufsatz aufgeworfen werden, werden anderswo bearbeitet. Linien, wie ich sie oben kurz angedeutet habe, werden so weniger sichtbar als dies eigentlich in den Texten angelegt wäre. Natürlich ist das das Schicksal jeder Aufsatzsammlung verschiedener Autoren und ist vielleicht fast nicht zu umgehen. Aber der Wunsch bleibt doch: Wieviel könnte hier noch gewonnen werden, wenn gleichsam alle Autoren ihre Aufsätze nach Kennenlernen der andern noch einmal überarbeiten würden! Ich weiss, dass ich unmögliches fordere. Ich denke aber, dass hier der Grundstock gelegt ist, die kluge und das Wesentliche pointiert zusammenfassende biographische Skizze, mit welcher Arthur Brunhart den Band eröffnet, auf eine umfassendere Biographie hin auszuweiten. Sie brächte nicht nur der liechtensteinischen, sondern ebenso der bündnerischen Geschichtsforschung reichen Gewinn und könnte europäische, die Geschichte beeinflussende Entwicklungen auf pädagogischem, politischem, kirchenpolitischem und religiösem Gebiet an einer Person sichtbar machen. A. Brunhart hat unterdessen diese Biographie veröffentlicht. Aber auch sie konnte leider nicht mehr auf die oben besprochenen Beiträge eingehen. Der Grundstock ist nun gelegt, darauf kann aufgebaut werden.

Johannes Flury